

**Predigt im Gottesdienst zur Eröffnung des Herbstkapitels,
St. Annen-Kirche, Berlin-Dahlem über Matthäus 22,15-21
(„Steuerfrage“), 29. Oktober 2016**

von Prof. Dr. Dres. h.c. Christoph Marksches
Ordensdekan des Johanniterordens

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist, der da war und der da kommt. Amen.

Natürlich, liebe Gemeinde, könnte ich jetzt, nachdem wir die herrlich bunte Geschichte von der Steuerfrage (oder, wie Luther sagt, vom Zinsgroschen) als Evangelium gehört haben, erklären, warum die Pharisäer Jesus ausgerechnet mit der Frage nach der Steuer einmal wieder auf die Probe stellen wollten. Ich könnte weiter erklären, was die Anhänger des Herodes in unserer Geschichte zu suchen haben, wie beide es besonders geschickt anzustellen versuchten und warum sie am Ende dabei scheiterten, Jesus eine Falle mit dem Thema „Steuern zahlen“ zu stellen. Aber wir sitzen heute morgen ja nicht im neutestamentlichen Seminar der Universität und wir reisen gerade ja auch nicht unter Leitung des bisherigen Ordensdekans durch das Heilige Land und sollten etwas von Pharisäern, von Herodes und vom römischen Kaiser Tiberius mitbekommen, um zu verstehen, was wir sehen und hören. Davon ein andermal.

Heute, liebe Gemeinde, geht es mir um einen einzigen Satz unserer Geschichte, den, der in meiner und vermutlich auch Ihrer Luther-Bibel fett gedruckt ist: „So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“. Dieser Satz ist die Quintessenz der Geschichte und weil er die Quintessenz ist, sollten wir sicher sein, dass wir ihn auch richtig verstanden haben. Schauen wir uns also noch einmal etwas näher und gründlicher an: „So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“.

Um den Satz richtig zu verstehen, liebe Gemeinde, und sich entsprechend richtig zu verhalten im Leben, muss man natürlich zuerst einmal zwischen Gott und dem Kaiser unterscheiden können. Vielleicht werden Sie jetzt sagen: Das können wir, das ist ja auch nicht furchtbar schwierig. Kaiser Augustus, Kaiser Tiberius und so fort bis zu Kaiser Wilhelm II. – die haben wir eigentlich noch nie mit dem lieben Gott verwechselt. Ja, liebe Gemeinde, wir vielleicht nicht. Im römischen Reich aber wurden die Kaiser von vielen Menschen als Götter verehrt, Christen bildeten, indem sie die Kaiser nicht als Götter verehrten, mit den Juden eine Ausnahme, eine Ausnahme, die für ihre Unterscheidung zwischen Gott und Kaiser immer wieder einmal mit dem Leben zu bezahlen hatte. Und wie war das im zwanzigsten Jahrhundert, wie war das mit den Despoten, die nach Kaiser und Zar kamen, um von anderen Zeiten und Orten zu schweigen? Wie war das mit Stalin und Hitler? Hat da die Unterscheidung zwischen dem einen einzigen Gott, dem Herrn, und diesen beiden Politikern noch funktioniert? Oder haben die beiden Potentaten sich nicht für eine Art von Göttern gehalten, sind als eine Art von Göttern verehrt worden? Die Unterscheidung von Gott und Mensch ist nicht so trivial, wie wir vielleicht auf den ersten Blick denken und eine erste Konsequenz ist: Wir sollten dort, wo Gott und Mensch verwechselt werden, mit dem zentralen Satz unseres Predigttextes energisch wie fröhlich auf der Unterscheidung zwischen Gott und Mensch bestehen. Denn dann und nur dann macht der Satz einen Sinn: „So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“.

Die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts, an die wir uns ab Montag ein ganzes Jahr lang besonders intensiv erinnern wollen, haben auch sehr viel Wert auf die Unterscheidung von Gott und Mensch gelegt. Martin Luther hat in seinen Schriften von 1520 und in seinen Predigten von 1522 diese Unterscheidung sogar zu der

fundamentalen Differenzierung erklärt, die man eigentlich automatisch vollziehen sollte, wenn man als Christenmensch leben will. Wer Gott und Mensch zu unterscheiden weiß, der weiß, dass wir uns heute morgen und auch zu Beginn unserer Tage nicht selbst erschaffen haben, unser Leben letztlich nicht unserer eigenen Hände Arbeit verdanken und die Tatsache, dass wir heute gesund und munter aufgewacht sind, auch nicht unseren eigenen Anstrengungen zu verdanken ist. Dass wir überhaupt leben, dass wir noch leben und heute morgen so fröhlich aufgestanden sind, verdanken wir keinem Menschen, sondern Gott allein. Wenn wir aber nicht mehr zwischen Gott und Mensch zu differenzieren wissen, dann vergessen wir diese fundamentale Tatsache und halten uns am Ende sogar selbst für den Schöpfer und Erhalter des Lebens, vergöttern mithin uns selbst und nicht den, dem wir alles verdanken. Das sei ferne, hätte der Apostel Paulus ausgerufen. Die Unterscheidung zwischen Gott und Mensch ist also auch deswegen so zentral, weil wir dann und nur dann wissen, wem wir unser Leben bis zur Stunde verdanken. Wussten und sagten die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts, sollten wir daher auch wissen, nicht nur in diesem Jubiläumsjahr, das am Montag beginnt.

Wissen wir aber, wenn wir wissen, zwischen Gott und Mensch zu unterscheiden und also wissen, wer nur ein Mensch und wer Gott ist, wissen wir dann, liebe Gemeinde, was zu tun ist in unserem Leben? Unser Predigttext, die Geschichte von der Steuerfrage, ist fest davon überzeugt und überliefert uns ein entsprechendes Wort Jesu: „So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“. Das meint: Wenn Gott und Mensch nicht verwechselt, genügt ein aufmerksamer Blick in die Welt und man weiß, was man dem einen wie dem anderen Unterschiedliches zu geben schuldig ist. Auf die scheinbar komplexe Frage „Muss man Steuern zahlen?“ genügt daher auch eine ziemlich simple Antwort: „Schau doch mal auf irgendeine beliebige Münze“. Auf einer Münze befand sich früher das Bild des Kaisers, heute ein Bundesadler oder ein früherer hochrangiger Bundespolitiker. Daraus ersehen wir wie auch die Menschen in der Antike: Es ist der Staat, der diese Münzen emittiert und also auch die Regeln setzen darf für den Umgang mit diesen Münzen. Er fordert für Leistungen wie Straßenbau oder Straßenbeleuchtung die Abgabe einer ganzen Anzahl solcher Münzen – und natürlich können wir über die Höhe dieser Abgaben trefflich streiten, aber dass wir eine Abgabe für diese Leistungen schuldig sind zu zahlen, ist selbstverständlich und wird durch das Bild auf der Münze perfekt und für alle erkennbar symbolisiert.

Etwas ganz ähnliches wie unser Evangelium sagt der Psalm, den wir vorhin gebetet haben. Viele Menschen heute fragen: „Muss ich mich um Gott kümmern? Wen schert es, wenn mich das herzlich wenig kümmert?“. Der Psalmist gibt auf diese scheinbar komplexe Frage eine ziemlich schlichte Antwort: *Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk.* „Schau einfach mal an den Himmel, staune über den Sonnenaufgang und den Sonnenuntergang, den Kreislauf von Sonne, Mond und Sternen – so, wie das Bild des Kaisers auf die Münze geprägt ist, so verweist die Schönheit dieser Welt, das lachende Gesicht unseres geliebten Partners, unserer geliebten Partnerin auf den Schöpfer Himmels und der Erde. Und erinnert uns daran, dass wir uns bedanken sollen und können für eine so wunderbar geschaffene Welt, für das Leben, das wir schon einige Zeit und zur Stunde noch führen“.

Wenn wir ganz genau zwischen Gott und Mensch unterscheiden und wenn wir aufmerksam durch diese Welt gehen, dann, liebe Gemeinde, stellen sich viele Fragen gar nicht. Dann wissen wir ohne lange Debatten, ob wir Steuern zahlen sollen, wissen wir, wer unser Nächster ist, wissen wir, wo Not am Mann ist und wir helfen sollten, dann wissen wir aber auch, was sich gegenüber Gott gehört und uns kommt ein wenigstens stilles ‚Danke‘ leichter und fröhlicher über die Lippen, mal zwischendurch oder eben in solchen Gottesdiensten wie dem heute morgen. Amen.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.